

Haltet den Dieb, schreit der Dieb

Was in den vergangenen acht Tagen in Teheran wirklich geschehen ist

Von Huschang Golschiri

Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 163, Feuilleton, 17. Juli 1999

In Teheran herrscht gespannte Ruhe nach dem Aufruhr der letzten Tage. Was wirklich passiert ist, läßt sich aus westlicher Perspektive kaum sagen. Der iranische Schriftstellerverband hat in einer Erklärung das Vorgehen der Sicherheitskräfte scharf kritisiert. Dutzende Studenten gelten als vermißt und befinden sich wahrscheinlich in Haft. Die Proteste ruhen, um eine weitere Eskalation zu vermeiden. Wir haben den iranischen Schriftsteller Huschang Golschiri, der vor zehn Tagen den Remarque-Friedenspreis erhalten hat, gebeten, seine Eindrücke aus Teheran zu schildern.

Teheran, Mitte Juli. Man sagt, ein Dieb sei einmal in ein Haus eingedrungen. Die Bewohner des Hauses sind aufgewacht, bemerkten den Dieb und schlugen Alarm: „Haltet den Dieb!“ Der Dieb aber, um seine Verfolger abzuschütteln, schrie ebenfalls: „Haltet den Dieb!“ Alle, was in den letzten Tagen in Iran geschehen ist, läßt sich anhand dieser kleinen Geschichte erklären.

Am Freitag morgen um vier Uhr überfallen Schlägertrupps gemeinsam mit der Polizei die Wohnheime der Universität Teheran. Einige Tage lang hatten die Studenten auf dem Campus friedlich demonstriert, die Schlägertrupps hatten sie immer wieder angegriffen, bis schließlich eine radikale Studentengruppe den Campus verlassen und sich in der Nähe der Universität eine Schlacht mit der Anti-Aufruhr-Polizei geliefert hat. Ein Auto wurde angezündet. Hatten die Studenten das getan? Ich bin mir nicht sicher, aber sie haben einen Motorradfahrer verfolgt, ihm ein großes Messer abgenommen und sein

Motorrad angezündet. Die Anzahl dieser Randalierer dürfte nicht einmal zweihundert betragen haben. Sie bewarfen die Anti-Aufruhr-Polizei mit Steinen, und die Polizei begegnete ihnen in militärischer Ordnung. Zuweilen warfen auch die Polizisten mit Steinen. Als die Demonstranten sich zerstreut hatten, gelang es Beamten in Zivil, einige übriggebliebene Demonstranten zu verhaften.

Das eigentliche Ereignis begann in dieser Freitagnacht mit dem Überfall auf die Wohnheime. Einige Tage später haben Beamte in der ganzen Stadt öffentliche Plätze verwüstet, einige Banken und Kaufhäuser überfallen, Läden geplündert und Passanten verprügelt. Sie hatten keine Uniform, trugen aber alle die gleiche Kleidung: schwarze Hose, weißes Hemd. In den Händen trugen sie Stöcke und Schaufeln. In den Fernsehbildern, die am Dienstag abend gesendet wurden, war nur ausgebrannte Autos zu sehen und das Bild einer geplünderten Bank. Aber auf den Bildern in den reformorientierten Zeitungen sind die Täter genau zu erkennen. Es sind jene Männer mit schwarzer Hose und weißem Hemd, die wir alle gesehen haben. Aber um die Leute zu mobilisieren, an der Gegenkundgebung am Mittwoch teilzunehmen, klagte das Fernsehen immer wieder Konterrevolutionäre und Hooligans an, die - aufgehetzt von Amerika und von Israel - die öffentliche Ordnung zerstören wollten.

Weil ich nicht kompetent bin, dies alles zu analysieren, ist es besser, ich gebe nur wieder, was ich gesehen und von jenen hörte, die das Ereignis selbst miterlebt haben. Am Montag habe ich die Wohnheime besucht, die überfallen worden waren. Am Tor zum Campus wollten mir die Wärter den Zutritt verwehren, aber zwei der Studenten erkannten mich und erlaubten mir, den Campus zu betreten. Zwei weitere Studenten, die meine Bücher kannten, führten mich dann umher. Die Wohnheime sind meist vierstöckige Gebäude mit langen, schmalen Fluren. Auf beiden Seiten der Flure befinden sich die Zimmer, die jeweils drei mal sieben oder acht Meter groß sind. In jedem Zimmer, in dem sich ein, manchmal auch zwei Betten sowie zwei oder drei Kommoden befinden, wohnen zwei und vier Personen. Auf dem Boden der Zimmer liegen Decken. Normalerweise gibt es auch einen Tisch.

Die untere Hälfte der meisten Türen war zerschlagen. Manchmal gab es nur ein Loch in der Tür, so groß, daß ein Mensch hindurchpaßte. Die Studenten sagten, man habe die Türen mit Schaufeln zerstört. In allen Zimmern waren die Böden mit zerrissenem Papier, Büchern und Heften übersät. Auch die Türen der Kommoden waren zerschlagen. Einer der Studenten sagte:

„Ich habe ihnen gesagt: Ich stamme aus einer Märtyrerfamilie. Aber sie haben mich nicht beachtet.“

Jedes Zimmer wurde von vier Leuten überfallen, zwei Uniformierte und zwei in Zivil. Sie hielten ihm ein Messer unter das Kinn und sagten: „Freiheit willst du? Häh?“ Dann traten sie in seinen Fernseher.

Er zeigte auf einen kleinen Fernseher. Die Mattscheibe war in der Mitte zerbrochen. Alles, was wertvoll und nicht niet- und nagelfest war, hatten sie mitgenommen. Er hielt die Tasche eines Fotoapparates hoch:

„Das war ein Andenken an meinen Bruder. Nach meinem Vater ging auch er an die Front. Den gab er mir. Es ist das einzige Andenken, das mir geblieben ist. Ich nehme es überall mit mir hin. In letzter Zeit hatte ich auch angefangen, selbst zu photographieren.“

Im nächsten Zimmer zeigten sie mir eine Schreibmaschine. Er sagte:

„Ich habe die Raten noch nicht abbezahlt.“

Mit dem Finger schlug er ein, zwei Tasten an. Sie rührten sich nicht. Es war eine alte Schreibmaschine.

In einem anderen Zimmer zeigten sie mir zwei zerbrochene Kessel. Wie oft muß man gegen einen Kupferkessel treten, bis er so zermalmt ist? Er sagte:

„Ich bin wach geworden, als die Fensterscheiben klirrten.“

Es war ungefähr um vier Uhr am Freitagmorgen. Das Fenster führte auf den Hinterhof und war mit Eisenstangen verkleidet. Er sagte:

„Ich schätze, es waren an die zweitausend Leute. Polizisten und Zivilisten. Unter diesem Zimmer haben sie das Feuer angezündet. Sie wollten von dort aus mein Zimmer anstecken. Sie haben auch brennende Stöcke ins Zimmer geworfen, aber mein Freund und ich haben das Feuer gelöscht. Dann haben sie Tränengas ins Zimmer gesprüht, und wir mußten das Zimmer verlassen. Als ich

kurz darauf gesehen habe, daß mein Zimmer Feuer fängt, bin ich reingekommen und habe den Brand gelöscht.“

Er hatte die halbverbrannten Decken unter seinem Bett verstaut. Er sagte:

„Als sie ins Gebäude eingedrungen sind, haben wir uns in den Zimmern verschanzt. Zuerst haben sie mit einer Schaufel ein Loch in die Tür geschlagen und einer von ihnen schaute von dort ins Zimmer. ‚Sie sind im Zimmer!‘ rief er. ‚Thre Pantoffel sind da.‘“

Sie hatten auch seine Armbanduhr mitgenommen. Er sprach nicht über die Prügel, die er bezogen hatte. Später, als wir in ein anderes Zimmer gingen, sagte sein Zimmerkamerad:

„Seinen Rücken müßtet Ihr sehen.“

Jetzt weiß ich, warum keiner von ihnen weinte. Nur in den Augen des einen, dessen Vater und Bruder im Krieg gefallen waren, sah ich eine Träne - und zwar als er die Fototasche seines Bruders wieder an den Nagel hängte.

Ich habe auch ein Radio gesehen, aus dem Kabel heraushingen. Einer von ihnen war sogar glücklich, weil er seinen Computer hatte retten konnte. Er sagte:

„Als sie das Gebäude überfielen, habe ich den Computer unter das Bett geschoben und einige Tücher darüber geworfen. Mein Freund und ich haben uns vor das Bett gehockt. Sie haben uns geprügelt, aber wir haben uns nicht von unserem Platz bewegt. Wir haben uns nur die Hände vor die Köpfe gehalten, um die Schläge abzuwehren.“

Auch einen zerfetzten Samsonite zeigten sie mir. Er sagte:

„Mein Bruder hatte gerade sein Gehalt erhalten. Sein Geld war in dem Koffer. Sie haben ihn aufgebrochen und das ganze Geld mitgenommen.“

Ein Student, der im dritten Jahr Architektur studierte, zeigte mir ein Bild. Es war die Skizze einiger alter Häuser. Mehr war ihm nicht geblieben. Alle seine Bücher hatten sie zerrissen. Er sagte:

„Der schlimmste Moment war für uns, als wir die Schreie unserer Freunde aus dem anderen Gebäude hörten und ihnen nicht helfen konnten.“

Selbst das Wohnheim der ausländischen Studenten hatten sie angegriffen. Wie oft sie auch beteuerten, daß sie aus Pakistan oder aus Indien stammten, niemand schenkte ihnen Gehör. Alles Dollars wurde ihnen abgenommen. Das Zimmer war ausgebrannt, die Rohrheizung schwarz. Von den Spinden war nur das eiserne Skelett übrig geblieben. Einer sagte:

„Das waren Kurden.“

Sie hatten die Studenten gefragt, ob sie Sunniten oder Schiiten seien. Sie waren Sunniten. Sie nahmen sie alle mit. Die Studenten schätzten, sie hätten wohl zweitausend Leute mitgenommen. Es ist nicht zu glauben. Ich sagte, das gibt es nicht. Er sagte:

„Mich haben sie gestern freigelassen. Ich war in der fünften Gruppe, die freikam. In unserer Gruppe waren neunzig Leute.“

Am Nachmittag teilte ein Aktivist der Studentenorganisation „Festigung der Einheit“ mit: „Sie haben alle freigelassen. Als wir gedroht haben, alle Vermißten unter den Toten aufzulisten, waren sie gezwungen, sie frei zu lassen“. aber sie durften die Stadt nicht verlassen.

Begleitet von den Studenten, die mich durch die Wohnheime geführt hatten, fuhren wir zum zentralen Campus der Universität Teheran. Am Tor wollten sie wieder den Studentenausweis oder die Dozentenkarte sehen - und das von einem, den sie vor siebzehn Jahren aus eben dieser Universität rausgeschmissen hatten. Auch dieses Mal haben mich ein, zwei Leute erkannt und mir ermöglicht, den Campus zu betreten. Überall auf dem Universitätsgelände waren Menschen. Aus dem Lautsprecher der Moschee kam die Stimme eines Redners. Eine Gruppe von ungefähr hundert Leuten marschierte auf den Ausgang des Campus und rief Parolen. Sie riefen: „Tod den Versöhnlichen!“ Oder sie riefen: „Chatami, Chatami, der Imam Hossein war nicht versöhnlich!“ Eine andere Gruppe lief hinter ihnen her, ohne Parolen zu skandieren. Eine Hand klopfte mir auf die Schulter. Ich hatte den jungen Mann vor einigen Tagen kennengelernt, als ich vor den Studenten der „Festigung der Einheit“ eine Rede hielt.

„Die gehören zur Gruppe von Tabarzadi“, sagte er. Er meinte den bereits vor einem Monat verhafteten Studentenführer.

„Dann seid wohl Ihr mit den `Versöhnlichen` gemeint?“

„Aber ja.“

„Was haben sie jetzt vor?“

„Sie verlassen die Universität, um ohne Genehmigung auf den Straßen zu demonstrieren.“

„Sprecht doch mit ihren Anführern.“

„Sie hören nicht auf uns.“

Die fortwährende Erniedrigung der Jugendlichen über all die Jahre hinweg ruft irgendwann eine solche Reaktion hervor. Sogar beim Tor, das zu den Wohnheimen führt, verbieten sie, daß Jungen und Mädchen nebeneinander gehen. Sie halten Autos an, in denen mehrere Jungen sitzen, und untersuchen den Wagen von oben bis unten. Manchmal nehmen sie die Jugendlichen fest, weil sie das Verbrechen begangen haben, eine bestimmte Kleidung zu tragen. Sie dringen in Geburtstagsfeier ein und peitschen die Jugendlichen aus oder geben sich damit zufrieden - wenn die Jugendlichen einen glücklichen Tag erwischt haben - Geld von ihnen zu nehmen und peinliche Garantien abzuverlangen, daß sie so etwas nie wieder tun würden. Berücksichtigt man nun noch Probleme wie die Jugendarbeitslosigkeit, bedenkt man die Perspektivlosigkeit der Studenten, wenn selbst Universitätsabsolventen mit einem Doktordiplom kein anständiges Leben führen können, dann erklärt sich, warum eine kleine Gruppe es schafft, mit radikalen Parolen eine große Menge hinter sich zu scharen.

Aber ich konnte nicht mehr länger in der Universität verweilen. Ich mußte in der Redaktion der Kulturzeitschrift vorbeischaun, deren Chefredakteur ich bin. In der Nähe des Büros hörte ich Schüsse. Von einem Fenster aus, das nach Osten auf den Wali-Asr-Platz hinausgeht, sah ich die Anti-Aufruhr-Polizei. Auch das Geräusch einer Menschenmenge hörte ich. Einen Moment lag sah ich Flammen, die von einem Auto aufstiegen, das sich in der Mitte des Platzes befand. Ob die Demonstranten es wohl angezündet hatten? Ich glaube nicht. Es

waren zu viele Polizisten dort. Einen Augenblick später brannte genau unter meinem Fenster ein Motorrad. Es hieß, die Menschen hätten den Motorradfahrer gefaßt und ihm ein großes Messer abgenommen.

Die Anti-Aufruhr-Polizei war jetzt fast bis zum Motorrad vorgedrungen. Sie standen in Reihen und versprühten von Zeit zu Zeit Tränengas. Während sie in Richtung der Demonstranten marschierten, warfen einige der Polizisten mit Steinen. Vom Dach aus sah ich, daß Demonstranten auch die Polizei mit Steinen bewarfen. Vor ihnen stand ein Jugendlicher, der ein Stück Eisen in der Hand hielt und damit die Steine, die in seine Richtung geflogen kamen, abzuwehren versuchte. Manchmal ging er sogar ein paar Schritte nach vorn und schlug das Eisen auf den Boden, als wäre er der Gavroche Victor Hugos, der aber nicht mit den Kugeln, sondern mit den Kieselsteinen der Polizisten spielt.

Um ein Uhr nachts überbrachte ein Verwandter die Nachricht, daß es in der Umgebung der Wohnheime zu Krawallen gekommen ist. Er hatte Polizisten gesehen und ebenso Leute in Zivil, mit schwarzer Hose und weißem Hemd, die in den Straßen um den Campus herum Stellung bezogen hatten. Schließlich sah er einige Studenten, die sich durch das Eisengitter, das die Wohnheime umgibt, geschlängelt hatten, um sich hinter den Bäumen auf der anderen Straßenseite zu verstecken.

Den Rest kann man hier in den Zeitungen nachlesen. Die Zeitung „Chordad“ hat berichtet, daß vor ein, zwei Moscheen Hölzer und Schaufeln verteilt worden waren, und sie hat auch geschildert und anhand von Photos gezeigt, welche Banken eben jene Weißhemden überfallen und welche Autos sie angezündet hatten. Auch über das Fernsehen kann man die Geschehnisse verfolgen - allerdings ohne die Originaltöne zu hören. Dennoch lassen sich die Bilder so lesen, wie die Augenzeugen es gesehen haben. Der Dieb schreit: „Haltet den Dieb!“

Seit gestern bis eben gerade war unsere Telefonleitung tot. Am Mittwoch hat der provisorische Vorstand des Schriftstellerverbandes, dem ich angehöre, einen Text veröffentlicht. Allerdings konnte ich den Text niemandem faxen. Auch

waren heute alle Mobiltelefone außer Betrieb. Wir sind sicher, daß sie außer den normalen Abhörgeräten noch andere Geräte installiert haben, während die Leitung tot war. Nun nutze ich die Gelegenheit und faxe Ihnen diesen Text. Ob es noch eine weitere Gelegenheit geben wird? Ich weiß es nicht.

Aus dem Persischen von Navid Kermani.